

**Zeitschrift:** Schweizerische Bauzeitung  
**Herausgeber:** Verlags-AG der akademischen technischen Vereine  
**Band:** 69 (1951)  
**Heft:** 42

**Artikel:** Baugesinnung in Oesterreich  
**Autor:** Hoppe, Theodor  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-58944>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Im Maschinenhaus sind drei horizontalaxige Peltonturbinen mit 30 000 kW Einheitsleistung aufgestellt. Sie laufen unter dem Bruttogefälle von 860 m mit einer Drehzahl von 600 U/min. Im Endausbau, also nach der Montage der zweiten Druckleitung, können das Kraftwerk und die Turbinen der Windkanalanlage gleichzeitig mit je 12 m<sup>3</sup> Wasserdurchfluss pro s betrieben werden. Die jährliche Energieproduktion im Kraftwerk beziffert sich auf 120 Mio kWh. Weitere Einzelheiten können folgenden reichillustrierten Veröffentlichungen entnommen werden: «Travaux», Nr. 159, Januar 1948, und Nr. 195, Januar 1951; «La Technique des Travaux», Nr. 3—4, März-April 1951; «Le Génie Civil», Nr. 14, 15. Juli 1951. E. St.

## Höhlenwohnungen in der spanischen Levante

DK 711.423.1 (46)

Die Höhlensiedlungen liegen nicht an der von Touristen benützten grossen Strasse und werden auch nicht in den Werbeprospekten der Fremdenindustrie erwähnt. Es macht den Anschein, als wollte man die Existenz dieser Siedlungen eher verschweigen, als davon sprechen...

Bei näherer Betrachtung ist gar nichts Beschämendes dabei. So sind beispielsweise die Höhlensiedlungen von Paterna und Benimamet (Provinz Valencia) die Mühe einer Besichtigung wohl wert. Es sind ganze Quartiere mit unterirdischen Behausungen. Zuerst sieht der Besucher nur weissgetünchte Schornsteine, die aus dem Boden ragen und deren Kaminhüte die originellsten Formen haben. Weissgetünchte Brüstungsmäuerchen säumen Lichthöfe ein, aus deren Tiefe da und dort Tellergeklapper hörbar ist und ein nicht unangenehmer Duft von Gebratenem aufsteigt.

Die Zugänge zu den Höhlen sind steile Rampen, die zu einem kleinen Platze führen. Oft stossen die Höhlen mit ihrer einzigen Fassade auf einem solchen Platz zusammen. Alles strotzt von Geranien und Nelken. Topfpflanzen schmücken die kleinen Fenster der einzigen Front, und sogar das Abschlussgesims dieser Front gibt Raum her für kletternde Geranien und Kaskaden von Feuernelken. Oft steht auch ein Feigenbaum auf dem kleinen Platz und steuert eine sanfte Note zu dem Farbenakkord bei.

Es gibt auch Höhlen — die Villen dieser seltsamen Siedlungen —, welche eine besondere Rampe und ein eigenes Vorplätzchen besitzen.

In den Höhlen wohnen nicht etwa die Besitzlosen, die nirgends sonst Unterkunft finden. Die Behausungen können ohne Schwierigkeiten betreten werden. Die Leute sind freundlich, zugänglich und geben höchstens lachend ihrer Verwunderung Ausdruck, dass ein Fremder sich für ihre Wohnstätten interessiert.

Der erste Eindruck ist der der Behaglichkeit. Ist es draussen sehr heiss, ist es kühl in den Höhlen, und im Winter sind sie angenehm warm.

Die Räume beziehen Licht und Luft von den Fenstern der Eingangfront und von einem oder mehreren Lichthöfen, je nach der Grösse der Wohnung. Im Lichthof, der von der kleinen Küche aus zugänglich ist, wird meist gekocht, wenn es das Wetter erlaubt. Die unregelmässige Form der Räume fällt sofort auf. Sie sind immer sauber weissgetüncht (dieses Geschäft besorgt in der Regel die Hausfrau). Auch die

nicht sehr hohe Decke ist weiss getüncht. Der Boden wird oft mit roten Tonplatten belegt. Manchmal begnügt man sich auch mit dem natürlichen Fels.

Ich habe Gelegenheit gehabt, den Bau einer solchen Höhlenwohnung zu verfolgen. Die Beschaffenheit des Bodens ist dafür in den Gegenden, wo solche Siedlungen entstanden sind und noch immer entstehen, ausserordentlich geeignet. Das leicht abfallende Terrain ist von einer knapp einen halben Meter dicken, dichten Kalksteinkruste gebildet. Darunter ist erheblich weiches und lockereres Material, das sich leicht mit Pickel und Schaufel wegschaffen lässt. Diese Schicht entspricht der Höhe der Wohnräume, also etwa 2,20 m. Unter dieser Schicht kommt wieder festes Gestein zum Vorschein, das dann den Boden der Höhlenwohnung bildet. Tiefe Spalten in dieser unteren Schicht werden für das Versickern der Abwasser benützt. Die unregelmässige Form der Räume kommt daher, dass Adern harten Gesteins durchgehen, die der Höhlenbauer nach Möglichkeit unangetastet lässt; das Durchbrechen der Oeffnungen für die Lichthöfe im harten Gestein gibt schon Arbeit genug.

Der Höhlenbewohner sitzt in der Regel auf, oder besser gesagt unter eigenem Boden, und sein Besitztum wird regelrecht im Grundbuch eingetragen.

Unter den Höhlenwohnungen von Paterna und Benimamet befinden sich etliche, die den Stadtbewohnern als Sommeraufenthalt dienen und recht komfortabel eingerichtet sind. Einige haben sogar Badezimmer, und die Vorgärten sind als Ziergärten gestaltet. Alfredo Baeschlin

## Baugesinnung in Oesterreich

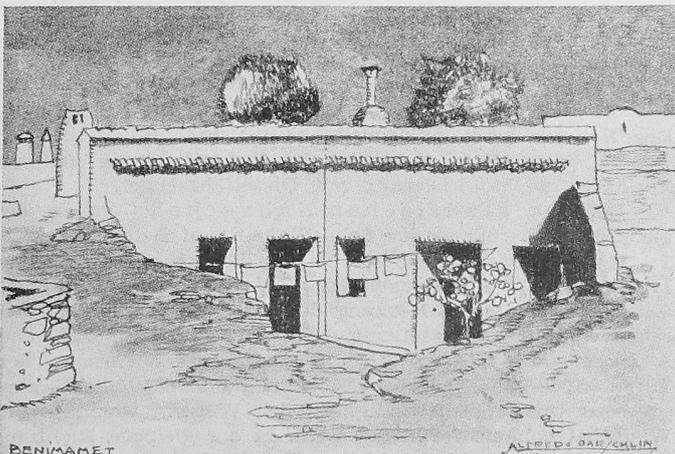
DK 72 (436)

Zu diesem Aufsatz (SBZ 1951, Nr. 21, S. 292) erhalten wir folgende Zuschrift:

Es ist kaum zu glauben, dass das Denkmalamt in Salzburg einem Architekten, der in der Altstadt neben einem Haus aus dem 16. Jahrhundert ein modernes Haus bauen will, gesagt hat, dieses müsse ebenfalls so aussehen wie das von 1550. Die Denkmalpflege in Oesterreich, die sich grosse Verdienste erworben hat in der Verbreitung des Wissens um die Erhaltung und Pflege guter, alter Bauten, wird wohl kaum solche extreme Wünsche angebracht haben. Sie stünden im Widerspruch zu den in diesem Lande bis heute angewendeten Grundsätzen der Denkmalpflege. So lesen wir z. B. im österreichischen Fachblatt «Denkmalpflege», Jahrgang 1947: «... es wäre ein lebensferner Romantizismus, wollte man versuchen, diese alten Stadtbilder zu rekonstruieren, wie dies bei einigen Wettbewerbentwürfen für den Stephansplatz der Fall war. Der Einblick in das geschichtliche Werden der Stadtanlage hat vielmehr dazu zu dienen, ihre zutiefst im Volkscharakter gründende Bildungsgesetzlichkeit zu erkennen und aus ihr neu zu schaffen.»

Dvorak hat sich in seiner bekannten Schrift «Katechismus der Denkmalpflege» (Wien 1916) über sogenannte «stilgetreue Umbauten und Rekonstruktionen» ungemein treffend geäussert: «Doch selbst da, wo man durch diese oder jene Anhaltspunkte darüber unterrichtet ist, wie der Bau ursprünglich gebaut war, ersetzt eine Rekonstruktion nicht das, was von der ersten Anlage im Laufe der Zeiten verloren ging, weil eine Nachahmung überhaupt nie das Original ersetzen kann. Es kommt bei einem Kunstwerk nicht nur auf die allgemeine Anlage an, sondern auch auf die Durchführung. Man kann noch so überzeugt sein, dass dort oder da ursprünglich eine Säule, ein Pfeiler, ein Masswerk sich befunden habe, die neue Säule, der neue Pfeiler, das neue Masswerk wird in dem alten Bau doch stets an ein fremdes Element erscheinen, weil die Ursprünglichkeit fehlt, die auch der gelehrtesten Rekonstruktion nicht verliehen werden kann. Man opfert das echte Ursprüngliche, was spätere Zeiten geschaffen haben, ohne etwas anderes dafür zu erhalten als eine mehr oder weniger plumpe Nachahmung, die, wie jeder Antiquitätenhändler weiss, wertlos ist und in Verbindung mit alten Kunstwerken in jedem künstlerisch fühlenden Menschen den Eindruck eines unerlaubten Schwindels und einer unerträglichen und abstossenden Profanation hervorruft.»

Die Einfügung eines Neubaus in die Altstadt ist keine leichte Aufgabe. Sie verlangt feines Gefühl und unbedingt ein gewisses Mass von Pietät. Das neuzeitliche Haus, zu dem ja nun heute nicht mehr unbedingt ein flaches Dach gehört und das oft auch eine kleinteilige Architektur aufweist, sollte sich doch, ohne störend zu wirken, gut einfügen lassen.



Höhlenwohnungen in Benimamet

Leider sind aber auch bei uns solche nicht historisierende, ehrliche Neubauten in den alten Städten spärlich, was nicht zu verwundern ist, wenn selbst viele Bauten ausserhalb der Altstadt die von H. Fehlinger erwähnten «schmiedeisernen Gitter und Konglomeratfassaden» aufweisen. W. Burger

Arch. W. Burger hat obenstehende Ausführungen geschrieben, um die im Aufsatz von H. Fehlinger so schlecht weggekommene Denkmalpflege Oesterreichs in Schutz zu nehmen; auf diesem Fachgebiet können wir nämlich in der Schweiz von Oesterreich noch einiges lernen. Zum Abschluss der Diskussion veröffentlichen wir gerne noch folgenden Abschnitt aus einem Briefe des Landeskonservators in Salzburg:

... Die somit von H. Fehlinger oder seinem Gewährsmann frei erfundene Geschichte vom Haus von 1550 entspricht auch dann den Tatsachen in keiner Weise, wenn sie nur als ungefähre Kennzeichnung der Salzburger Denkmalpflege verstanden sein wollte. Denn kein österreichischer Denkmalpfleger würde bei der Errichtung eines Neubaus in einer Altstadt eine Stilfälschung verlangen, sondern, sofern es sich um einen Altbestand von künstlerischer Qualität oder von erhaltenswertem historischem Gepräge handelt, auf taktvolle Einfügung des Neuen in das Alte dringen. Bei der Planung von Neubauten in einer Altstadt von so hohem Denkmalswert wie jenem der Salzburger Altstadt würde es sich etwa um die seitens der Denkmalpflege zu erhebenden Forderungen nach Folgendem handeln:

Einfühlung in die zeitlosen und daher jeder Gefahr geistlos kopiert zu werden entzogenen Wesenszüge der historischen Architektur;

Besinnung auf gute, alte Bautraditionen;

Unaufdringliche Sachlichkeit, und zwar nicht unbedingt «neue» Sachlichkeit, denn die echte Sachlichkeit ist zeitlos und keine Erfindung des 20. Jahrhunderts;

Rücksichtnahme nicht so sehr auf das Alte, sondern auf die Vermeidung von Dissonanzen zwischen alt und neu,

und daher Verzicht, an diesem einen Beispiel, dem Neubau in der Altstadt, die ganze Problematik unserer heutigen, um architektonische Gestaltung des technisch Möglichen, des praktisch Notwendigen usw. ringenden Baukunst zu demonstrieren.

Ich hatte in einer Unterhaltung mit einem Kollegen, der sich zum Sprecher einer Gruppe junger Architekten und Architekturstudenten der Schule Professor Holzmeisters machte, den Eindruck, dass in dieser Frage keine unüberbrückbaren Gegensätze zwischen der Denkmalpflege und der jungen Architektenschaft bestehen. Unsere Unterhaltung beschäftigte sich noch mit manchen anderen, verwandten Fragen, besonders mit dem Problem, dem die jungen österreichischen Architekten von heute angesichts des reichen und hochqualifizierten architektonischen Denkmälerbestandes ihrer Heimat gegenüberstehen — doch will ich, da der eigentliche Zweck dieser Zeilen enger begrenzt ist, davon nur den gemeinsamen Eindruck festhalten, dass häufigere Aussprachen zwischen Architekten und Denkmalpflegern in mehrfacher Hinsicht nützlich sein könnten.

Arch. Dr. Theodor Hoppe

## Die richtigen Arbeitshöhen bei Spültischen und Kochherden

DK 643.3

Zu den diesbezüglichen Mitteilungen von Arch. W. Burger in der SBZ 1951, Nr. 30, S. 417, erhalten wir folgende Zuschrift:

Wer einen Herd oder Spültrog so hoch setzt, dass er für Frauen von durchschnittlicher Grösse am bequemsten ist, macht, dass er für kleine Personen unhandlich und unüberschaubar wird. Ausserdem beraubt er grössere Personen des Vergnügens, diese Apparate sitzend zu gebrauchen. Die Arbeit am Herd ist im Haushalt nicht so intensiv und langdauernd, dass man der individuellen Bequemlichkeit zuliebe die Allgemeinbenützbarekeit opfern muss. Und dass das Geschirraufwaschen in sehr vielen Fällen von Kindern besorgt wird, sei den Betriebswissenschaftlern in Erinnerung gerufen. Es ist jedenfalls unratsamer, die Arbeit auf einem Schemel stehend zu verrichten (wobei allerlei Gefahren lauern), als sich etwas zu ihr herabzulassen. Dies wussten bestimmt unsere Stauffacherinnen schon früher, sonst hätten sie längst andere Herd- und Spültischhöhen verlangt.

Dipl. Arch. ETH R. Hennig, Genf

Dazu äussert der Verfasser folgendes:

Ein diskutierbarer Einwand ist der, dass für Kinder die festgelegten Höhen weniger praktisch sind. Sollen wir aber gerade bei jenen Apparaten auf die Grösse der Kinder abstellen, an denen die Hausfrau während ihres Lebens die meiste Küchenarbeit verrichtet? Ferner ist es doch sicher sinnvoll, dass wir z. B. für eine Wohnkolonie die Apparatehöhe so wählen, dass für die Mehrzahl der Hausfrauen hinsichtlich Haltung und Ermüdung optimale Verhältnisse geschaffen werden. Nach den Untersuchungen des Betriebswissenschaftlichen Institutes wäre für nur 19 % der Frauen die Spültroghöhe von 93 cm zu hoch. Das Abwaschen in sitzender Stellung wurde oft vorgeschlagen, wird aber z. B. nach eingehenden schwedischen Untersuchungen von den Hausfrauen nicht gewünscht und wird auch praktischer stehend ausgeführt. Zudem ginge der wertvolle Platz unter dem Spültrog für Kehrrichteimer und andere Putzgeräte verloren, da ja dann die Beine diese Stelle einnehmen müssten. Dem Arbeitsplatz der Hausfrau wurde noch vor wenigen Jahren bei uns wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das ist nun deutlich besser geworden. Das Arbeitswissenschaftliche Institut der ETH hat in Verbindung mit dem Schweiz. Institut für Hauswirtschaft einen wertvollen Beitrag zur Verbesserung unserer Küchen geleistet. Mögen noch weitere Untersuchungen auf diesem noch wenig erforschten Gebiete folgen zum Wohle unserer Hausfrauen.

W. Burger

## Internat. Verkehrstagung «Schiene und Strasse» in Essen

DK 061.3 : 656 (43)

«Schiene und Strasse» ist seit Jahren das beherrschende Problem des Landverkehrs. Deshalb fand die internationale Verkehrstagung, die unter diesem Motto am 21. und 22. September 1951 in Essen (Ruhr) stattfand, grosse Beachtung. Das fast überreiche Programm vereinigte 14 Vortragende aus der Schweiz, Schweden, Belgien, Frankreich und dem Gastland. Aus der Fülle des dort Gebotenen seien hier einige Gedanken festgehalten.

Die Vertreter der Schiene betonten die grosse Leistungsfähigkeit der Eisenbahn: im Personen- und im Güterverkehr kann über ein Gleis fünfmal so viel befördert werden wie über eine Strassenfahrspur. Die Schiene ist schneller: bei vielen Zügen liegt die Reisegeschwindigkeit schon bei 100 km/h, bei Fernautobuslinien beträgt sie nur etwa 48 km/h. Die Schiene ist sicherer: auf die gleiche Verkehrsleistung bezogen, fordert der Strassenverkehr über 50mal so viel Todesopfer. Die Schiene kann schwerste Lasten befördern: amerikanische Bahnen haben bis zu 46 t Achsdruck. Es kommt aber nicht nur auf die Beförderungsleistung an, sondern auch auf die zweckmässige Verteilung der Güter. Grosse Einheiten können deshalb nur in begrenztem Umfang eingesetzt werden. In Deutschland laufen z. B. nur 1300 Grossgüterwagen.

Die Lage gegenüber anderen Verkehrsmitteln wird durch folgende Angaben gekennzeichnet: Auf Wasserstrassen ist der Fahrwiderstand schon bei 7 km/h ebenso gross wie auf Eisenbahnen bei 40 km/h. In den USA wurden 1950 98 % aller Oeltransporte durch Pipelines ausgeführt (Netzlänge 246 000 Kilometer). In Frankreich hatten die Eisenbahnen (SNCF) 1950 70 % des öffentlichen Personenverkehrs und 72 % des Güterverkehrs durchzuführen. Sie verbrauchten 10 % der Kohle, 17,5 % des Oels und 4,5 % der elektrischen Energie des Landes. Im Ruhrgebiet entfallen beim Personenverkehr nur 16 % auf den Fernverkehr, 84 % auf den Nahverkehr. Der Nahverkehr muss schnell, häufig und bequem bedient werden. Das Mittel dafür ist die Elektrifizierung und als Vorläufer die Motorisierung mit Dieselfahrzeugen.

Für den städtischen Nahverkehr gelten die gleichen Forderungen der Schnelligkeit und Bequemlichkeit. Die Reisegeschwindigkeit soll in den deutschen Städten von 17 km/h auf 25 km/h gesteigert werden. Die Beschleunigung soll vor allem durch Kürzung der Haltezeiten auf 12 s erreicht werden. Voraussetzung dafür sind getrennter Ein- und Ausstieg und automatisches Öffnen und Schliessen der Türen. Die höhere Reisegeschwindigkeit ermöglicht eine grössere Umlaufgeschwindigkeit der Wagen, wodurch die Wirtschaftlichkeit verbessert wird. In der gleichen Richtung wirkt sich der Uebergang zum Grossraumwagen (Strassenbahn und Autobus) aus, der um 12 bis 15 % wirtschaftlicher